

Der Fall Waffliem.

Roman von Paul Oscar Höder.

(16. Fortsetzung.)

Die beiden Männer machten ihr die ersten Vorhaltungen. Sie richtete sich durch dieses unsteife Hin- und Herreisen bei der herrschenden Winterstrenge zu grunde — besinnen könne sie dem Unglücklichen ja doch nicht — aber besinne sich ja auch in bester Hut. Als müsse sie die Gastfreundschaft Lidbis annehmen, wo sie sich wenigstens bis nach der Bestattung hinwegzuziehen wolle. Martha war willens und müde. So widersprach sie also nicht länger. Nach einem ergreifenden letzten Abschied verließ sie das Sterbegemach. Man nahm sie auf dem Ehardt'schen Gute mit rührender Sorgfalt auf. Der alte Freiherr und seine Tochter boten Alles auf, um sie über die grausame Wartezeit hinwegzubringen. Lidbi half ihr mit ihrer persönlichen Ausstattung aus und übernahm die körperliche Pflege der Erbschöpfen; der Freiherr, auch der Pfarrer, leisteten ihr in den folgenden Tagen öfters Gesellschaft, um sie durch ruhiges Zureden aus ihrer überreizten, krankhaft erregten Stimmung zum seelischen Gleichmaß zurückzuführen.

Am dritten Tage fand die Bestattung der armen Leberzwitterin statt. Der Freiherr war für die Kosten aufgenommen, um die Freier würdig zu gestalten; der Geistliche durch ergreifende Worte bei der Einsegnung der sterblichen Hülle der Unglücklichen. In dumpfer Resignation kehrte Martha vom Begräbnis zurück. Noch immer war von Botho von Ehardt seit dessen erstem Telegramm vom Hofpia, in dem er anzeigte, daß er Johannes Brate in ziemlich hohem Maße droben angetroffen habe, und daß mit seiner Ueberführung laut ärztlichem Gutachten noch ein paar Tage lang gewartet werden müsse, keine ausführliche Nachricht da.

Das Weihnachtsfest nahte heran. Martha hielt die Ungewißheit über das Ergebnis ihres Verlobens nicht länger aus. Da auch von Dr. Mathieu aus Genf keine befriedigende Nachricht über die bei Justus angeordnete Kur einlief, entschloß sie sich nun doch abzureisen — wenigstens nach Genf, um so dem Verunglückten etwas näher zu sein.

Wieder legte es der Hausherr mit seiner energischen Verhaltung durch, daß sie sich genulde.

Inzwischen rüstete man bei Ehardt's Alles zum Fest. Lidbi war der festen Ueberzeugung, daß ihr Vater — wenn keine dringende Abhaltung dazwischen kam — es sicher so einrichten werde, daß er am 24. Dezember hier auf dem Gute eintreffen werde.

„Du hast dann die erste Nachricht, — und die stille Freier hier bei uns wird Dich auf andere Gedanken bringen.“ stellte Lidbi der Freundin vor. Martha erklärte sich ganz außer Stande, an dem Fest theilzunehmen. Da an diesem Tage jedoch endlich eine Depesche eintraf, die Botho von Ehardt's Ankunft meldete, verschob sie ihre Abreise nach.

Sie war aber ganz außer sich darüber, daß Lidbi's Vetter, der doch über ihre Anwesenheit hier auf dem Gute inzwischen orientiert sein mußte, mit keinem Wort erwähnte, ob Johannes ihn begleitete — wie es ihm ging, ob er von seinen Verbindungen und dem Wundfieber wieder völlig genesen sei — oder, wo er andernfalls Aufnahme und Pflege gefunden habe. „Ich denke, er wird sich am schnellsten erholen, wenn ich ihn bei Dr. Mathieu unterbringe. Die Willa Montreos ist still — er wird mit mir Justus Gesellschaft leisten — was soll er nun erst nach hierherkommen, um ihn der Anblick des frischgeschlossenen Grabes auf's Neue erschüttern würde!“

Lidbi sowohl als ihr Vater schwiegen darauf. Bloß der Pfarrer sagte zu ihr: „Sie müssen bedenken, Fräulein Spener, daß es doch immerhin noch befürdliche Untersuchungen anzustellen geben wird. Das Dunkel der unheimlichen Angelegenheit ist doch noch immer nicht gelichtet!“

Diese Worte — auch die Erinnerung an verschiedene Wendungen in der Grabrede, die der Geistliche bei der Bestattung von Johannes Mutter gebracht — verließen sie nun von Neuem in eine schier krankhafte Erregung.

Sie wollte mit zur Bahn, als Lidbi's Vater den Wagen bestieg, um seinen Neffen von Göggingen abzuholen. Der alte Freiherr wußte es aber nicht. In fieberhafter Spannung blickte Martha vom Fenster des Fremdenzimmers aus die Straße entlang. Regen mit Schnee untermischt hüllte die Landschaft in eine dicke grämliche Wolke. Der Wagen war verdeckt — so konnte man nichts von den Insassen wahrnehmen. Martha hoffte immer noch, daß Johannes sich mit darunter befand.

„Aber Niemand stieg außer den beiden Ehardt's aus.“

Nach kurzer Begrüßung zwischen Botho von Ehardt und seiner Cousine eilte der Staatsanwaltstellvertreter die Treppe empor. Martha kam ihm aufgeregt entgegen.

„Wo ist Johannes? Er ist nicht mitgekommen?“

Ehardt suchte sie zu beschwichtigen: „Sein Gesundheitszustand giebt zu keinerlei Besorgnissen mehr Anlaß. Er hat die Reise — den linken Arm bandagiert und noch in der Binde — seelisch überstanden.“

„Und wo ist er jetzt? Warum haben Sie mir nicht gesagt...“

„Fräulein Spener, ich habe Alles für ihn gethan, was unter diesen Umständen thunlich war.“

„Aber ich hätte doch gewünscht, daß ich selbst... Und wo ist er — wo?“

„In Karlsruhe.“

„So ist er — hier vorübergekommen — ganz in der Nähe?“

„Ich habe ihn selbst — in Benedetto Begleitung — dahin überführt. Er war ruhig und einsichtig. Es geschah daher ohne Anwendung von Gewaltmaßnahmen.“

Martha verlor alle Farbe aus dem erregten Antlitz. Unwillkürlich wich sie zurück. „Ohne — Gewaltmaßnahmen... Was soll das bedeuten?“

Der Staatsanwaltstellvertreter seufzte leicht auf. „Mein Oheim sagte mir schon, daß Sie sich einer etwas allzu optimistischen Auffassung hingegen haben. Sie sind von Brate's Schuldschuld überzeugt — er stellt seine Täterschaft ja auch ein gegenüber entschiedenen in Abrede.“

„Was wollen Sie damit andeuten?“

„Sie sind Martha schuldlos eingekerkert in's Wort. Sie glauben etwa nicht an seine Schuldschuld?“

„Erlaube Sie mir's, Fräulein Spener, mit meiner persönlichen Auffassung heute schon hervorzutreten.“

Dr. Dierhütter, mein Vorgesetzter, hat gegenwärtig die alleinige Verantwortung für die Anklage.“

Diese Anklage... hat man nicht fallen lassen?“

„Nein, Fräulein Spener. Auf Brate's einfache Versicherung hin, daß er schuldlos sei, konnte man den ganzen in Bewegung gesetzten juristischen Apparat natürlich nicht zum Stillstand bringen. Vorläufig muß die Untersuchung eingeleitet werden, die Brate ja nur durch seine Flucht verzögert und erschwert hat...“

„Sie kennen den Grund seiner Flucht?“

„Ja — wenigstens Brate's Auslegung davon. Ob ihr Glauben beizumessen ist, habe ich freilich nicht zu entscheiden. Das ist nunmehr Sache des Gerichts.“

Eine furchtbare Ahnung stieg in Martha auf.

„Der Prozeß geht also weiter?“

„Man wird Johannes vor die Schranken schleppen.“

„Die Geschworenen werden über seine Schuld oder Nichtschuld abzuurtheilen haben.“

„Und Sie haben ihn nicht auf freien Fuß gelassen — Sie haben...“

„Ich habe den Verhaftsbefehl durch Benedetto vollstrecken lassen. Das Auslieferungsverfahren war gestern erledigt. Heute früh passirte Brate die deutsche Grenze.“

„Und wo — wo ist Johannes jetzt?“

„Im Untersuchungsgefängnis zu Karlsruhe!“ lautete Ehardt's gequälte Antwort.

Wie vernichtet brach Martha nieder. Lidbi eilte herbei, um die Unglückliche zu trösten. Sie bemühten sich Alle um sie, auch der Geistliche, der im Hause geblieben war, um der Schwervergipften beizustehen.

Aber Martha verharrete stumm und mortlos. Sie sah, sie hörte nicht. Die Wucht dieser neuen furchtbaren Heimfindung hatte sie vollends niedergerworfen, der letzten Hoffnung beraubt.

11. Kapitel.

Das war diesmal ein trübseliges Weihnachtsfest auf dem Ehardt'schen Gute.

Die Gutsnachbarn und Stadtbeamten der freiherrlichen Familie hatten bestimmt erwartet, daß unter brennendem Lichterbaum Lidbi von Ehardt's Verlobung mit ihrem Vetter stattfinden werde. Aber es gab eine große Enttäuschung. Die früher so heitere, herzengrübliche junge Dame hatte sich das Schicksal ihrer Freundin Martha Spener derart zu Herzen genommen, daß sie erklärte, das Fest der Freude, das in den früheren Jahren stets einen großen Kreis lieber Gäste auf dem Gute vereinigt hatte, bevor überhaupt nicht begehen zu wollen.

Es war auch allgemein aufgefallen, daß selbst Botho von Ehardt an seinem der Feiertage bei seinen Verwandten zu Gast weiste. Man munkelte schon, daß das Verlöbniß, zu dem der alte Freiherr so wie so nur unwillig seine Zustimmung gegeben hatte, nun

überhaupt nicht zu Stande kommen werde.

Lidbi war wie ausgemesselt. Sie lachte und jana nicht mehr, sie sah von früh bis spät mit Martha Spener zusammen, solange diese sich überhaupt auf dem Gute hatte halten lassen, und auch nach deren Abreise war sie topfhängend und trüb gestimmt. Martha's Schilderungen waren ihr so nahe gegangen, als ob es sich um eigene Erlebnisse handelte. Jetzt, wo Martha's ergreifende Beteuerungen sie allmählich selbst an die Schuldlosigkeit des unglücklichen Flüchtlings glauben machten, entstand in ihr ein tiefer Groll gegen die Ankläger und Verfolger des Bräutigams ihrer Freundin.

Es kam im Laufe der Familie — zwischen Vater und Tochter — hernach noch öfters zu bitteren Auseinandersetzungen.

„Du treibst Gefühlspolitik, liebe Lidbi.“ sagte der alte Freiherr bestimmt zu ihr. „Du sorgst als Fräulein Spener. Das gäbe eine nette Rechtsprechung, wenn es nach Euren romantischen Köpfen ginge. Sein Mitleid wird Niemand, der ein bisschen Herz im Leibe hat; dem armer Fräulein verjagen und schließlich auch dem Brate nicht, der doch nur in der Leidenschaft, in der Ueberreizung, Ueberreizung seiner Nerven die schauerliche That begangen haben mag; aber auf seine treuerhigen Worte hin, bloß wegen seiner schönen Augen die Anklage plötzlich fallen zu lassen, das kannst Du doch schließlich von einem pflichtbewußten deutschen Richter nicht verlangen. Wo ist dein Beweis, daß er der Thäter nicht gewesen ist, daß er sich irgend etwas dadurch, daß er seine Unschuld beteuert, geändert?“

„Und welchen Beweis hat das Gericht denn für seine Schuld?“ entgegnete Lidbi.

„Er, man wird den Indizienbeweis führen. Es ist erwiesen, daß Brate mit dem Ruffen allein in der Wohnung war, von Abends um elf bis Morgens um sechs Uhr. Niemand hat während dieser Zeit die Zimmer betreten. Brate hat nach der That in raffinierter Weise seine Spur zu verwischen gesucht...“

„Man kennt doch jetzt den Grund seiner Flucht, Papa!“

„Der alte Freiherr zuckte die Achsel. „Er hat ja Zeit genug gehabt, sich eine halbwegs glaubhafte Erklärung zu rechtzulegen.“

„Papa, Du glaubst wirklich...“

„Ach, ich bin so unglücklich, ich kann dies nicht sagen. Botho ist mir jetzt geradezu unaussprechlich.“

„Na ja, das ist eben diese romantische Uebertreibung des Mitleidsgefühls von Euch Frauenzimmer. Botho hat es eine heillose Ueberwindung gekostet, in dieser schauerlichen Angelegenheit nur als Mann der Pflicht zu handeln. Er hat mir Geständnisse gemacht, die ich Dir gar nicht erst wieder erzählen will.“

„Er kann in meinen Augen nur gewinnen, wenn er einsteht, daß sein Amt das schrecklichste ist, das überhaupt giebt. Auch bei dem Prozeß damals vor zwei Jahren, als sie den armen Forstgehülfs für schuldig erklärten, seinen Vorgesetzten aus dem Hinterhalt nieder geschossen zu haben...“

„Sprich mir nicht von all den Mord- und Todtschlaggeschichten.“ Lidbi erregte ein, „es ist überhaupt gar nicht nach meinem Geschmack, daß Du derlei Verhandlungen verfolgst.“

„Ja, Papa, damals sagtest Du auch zu mir: Der Indizienbeweis ist geliefert, es giebt kein Zweifel mehr an der Schuld von dem jungen Menschen. Er ward zum Tode verurtheilt; der Großherzog hat, Gottlob und Dank, Gnade wollen lassen und die Strafe in lebenslänglichen Exil verwandelt, aber wäre das erste Urtheil vollstreckt worden, so hätte man einen Justizmord begangen, wie er nicht furchtbarer zu denken ist.“

Der alte Freiherr wick gequält aus: „Gott, das war ein trauriger Ausnahmefall.“

„Ja, aber hätte der Wildbiest sich schließlich, als der Unschuldige schon Monate der unerbittlichen Strafe abgelebt hatte, nicht selbst gestellt, sobald das Verfahren wieder aufgenommen, und der arme Forstgehülfs in Freiheit gesetzt werden mußte, dann hätte Euer Indizienbeweis damals doch den Sieg davongetragen. Nein, mir graut davor, wenn ich mir vorstelle, Johannes Brate sollte vor dieselben Richter gestellt werden.“

„Es sind erst, unablöshafte Männer.“

„Aber sie sind Menschen und irren wie Menschen.“

„Nach Deinem Geschmack sollte es also gar nicht die Einrichtung des Staatsanwalts geben, wie? Kein Verbrechen sollte verfolgt und gefoltert werden, was?“

Lidbi seufzte auf. „Dieses grausame Amt muß ja wohl existieren. Aber wenn Botho d'erer Beruf zu seiner Lebensaufgabe machen wollte, — Papa, Du weißt, wie ich Dich früher gebeten hatte, uns zusammen zu geben, aber jetzt...“

Schaudernd brach sie ab. Der Freiherr blickte sie forschend an.

„Es trennt Dich noch etwas Anderes von Botho, mein Kind, wie? Sei ehrlich gegen mich. Du sprichst ja so, als ob — als ob Du ihn hasst!“

„Ich hasse ihn nicht. Ich weiß so-

gar, daß ich ihn innig lieben könnte. Aber sein Amt hasse ich, seinen Beruf.“

„Deswegen, weil er seine Pflicht in diesem „Fall Waffliem“ gethan hat?“

„Ja, hauptsächlich deswegen. Ich glaube ebenso festest als wie Martha an Brate's Schuldlosigkeit. Und ich finde es entsetzlich, daß der Mann, dem meine Liebe gehören sollte, sich da zu seinem — Genter macht.“

„Ei, possibily, wie kannst Du ein solches Wort in den Mund nehmen!“

„Wie der Freiherr. „Ein treuer Diener der Staatsordnung...“

„Auch der Genter übt sein Amt auf höheren Befehl und rechtmäßig aus!“

„Ach, Du redest, wie Du's versteht!“

Lidbi blickte hilflos durch's Fenster in die starre Winterlandschaft hinaus. „Gewiß, Papa,“ sagte sie leise und betümelte, „ich verstehe es nun aber doch nicht anders.“

Der Freiherr ging ungeduldig auf und nieder. „Weiberlogik!“ brummte er vor sich hin. Dann verließ er das Zimmer.

Als er Geschäfte halber wenige Tage später nach der bairischen Residenz reisen mußte und seinen Neffen bei dieser Gelegenheit aufsuchte, verschwiegen er ihm den Inhalt seiner Debatten mit Lidbi nicht.

Ehardt fühlte sich recht unglücklich. Er aß und dem Oheim auch ganz offen, daß er selbst schon längst nicht mehr die volle Befriedigung an seinem Beruf fand. In früheren Fällen, fremden Angeklagten gegenüber, war es ihm lediglich darauf angekommen, seine Arbeit vom juristischen Standpunkt aus möglichst correct und schneidig auszuführen. Hier, wo die grausame Pflicht ihn gezwungen hatte, gegen einen Menschen einzuschreiten, den er persönlich kannte, den er sogar hoch achtete, sah er sich in einem schweren inneren Conflict.

Er hatte seinen Vorgehens so gleich, nachdem er vom Gute seines Oheims zurückgekehrt war, in der Erinnerung an Martha's Verzweiflungsausschrei, an die bestige Debatte mit Lidbi, inständig gebeten, ihm die weitere Bearbeitung des „Falles Waffliem“ abzunehmen. Dr. Dierhütter hatte das bisher gesammelte Anlagematerial zur Vervollständigung der Akten daher dem Untersuchungsrichter, Landgerichtsrath Wilschhausen, übertragen. Und der junge Freiherr hatte mit dem unglücklichen Johannes Brate seitdem nichts mehr zu thun.

Aber sein Beruf gewährte ihm überhaupt keine Befriedigung mehr.

Nach einigen Wochen, während deren zwischen Botho von Ehardt und dem Gute seines Oheims nur ein ganz spärlicher Verkehr bestanden hatte, erfuhr der alte Freiherr plötzlich, daß sein Neffe einen längeren Urlaub beantragt und auch bewilligt erhalten hatte.

Er schrieb an ihn und bat ihn um Auskunft darüber. Der ehemalige Staatsanwaltsstellvertreter antwortete kurz: die Art seiner Verwendung im juristischen Dienst behage ihm nicht, und er müsse über sich und seine Zukunft zunächst einmal sich selbst klar werden. Dazwischen rauchte er aber Ruhe und Sammlung.

Dieses Antwortschreiben bedeutete für Lidbi gewissermaßen einen Triumph. Sie änderte ihr Wesen aber auch jetzt noch nicht. Das Unglück ihrer Freundin Martha, die nach vielen vergeblichen Fahrten zum Staatsanwalt, nach aufreißenden, neuerentzündeten Besuchen im Untersuchungsgefängnis endlich nach Genf zu ihrem Bruder zurückgekehrt war, beschäufigte sie unausgesetzt.

Sie fanden in lebhaftem Briefwechsel.

Der ersten wilden Verzweiflung Martha's war eine dumpfe Resignation gefolgt.

„Nur ein Wunder kann Johannes retten.“ Das war ihre schließliche Ueberzeugung.

Das tragische Ende Waffliem's hatte dem Kranken nicht länger verheimlicht werden können. Justus hatte nicht abgelassen, nach seinem Freunde zu fragen. Es lag etwas wie kindischer Trost in seiner Fügigkeit, immer wieder das Gespräch auf Waffliem zu bringen, vielleicht gerade deshalb, weil er merkte, wie quälend das Thema für seine Schwester war.

Da hatte Martha dann endlich, nach Rücksprache mit Dr. Mathieu, dem Kranken verrathen, daß Gabriel Waffliem nicht mehr unter den Lebenden weile. Ein Blutsturz habe ihn auf's Siechthum geworfen, nach kurzem Leiden sei er gestorben und in Karlsruhe beigesetzt worden.

Martha schilderte der Freundin ausführlich, wie Justus diese Nachricht aufgenommen hatte.

„In den ersten Tagen glaubte er es gar nicht. Er weinte viel, zieh uns der Lüge, der Unabmehrigkeit — dann verfiel er in seine alte trostlose Verstocktheit; er gab keine Antwort mehr auf unsere Fragen, er sah nicht mehr. Ich ließ dann das Denkmal von Waffliem's Grab von einem Photographen aufnehmen und brachte es ihm. Nun endlich glaubte er mir. Er verharrete in einer Leihargie, aus der wir ihn tagelang nicht erwecken konnten. Seitdem spricht er Waffliem's Namen nicht mehr aus. Aber wenn er mich oder den Arzt oder die Pflegerin so gramvoll und drohend anblickt, so muß ich geradezu anneh-

men, er haßt uns. Dr. Mathieu hat leisen, mattem To, aus dem aber doch seine schonende, milde Art dem Kranken gegenüber stark abgelegt.“

Gleich wie Johannes ihn damals moarg, wenigstens die nothwendigsten Vorkehrungen zur Erhaltung seines Körpers zu befolgen, so versucht es nun auch Mathieu. Justus ist es unerträglich, wenn ein Anderer als ich an seinem Lager wacht. Mathieu wohnt ihm also hauptsächlich dadurch zur Hofsamkeit im Zuschauen von Nabruha, daß er die Pflegerin beauftragt, nicht eher sein Zimmer zu verlassen, als bis er die verschiedene Nation willig verzeiht hat.“

Ein andermal theilte Martha der Freundin aber mit, daß Mathieu von dieser strengen Behandlungsweise nun doch wieder abgekommen sei. Justus verzehre sich innerlich vor Gram, vor Wuth. Es sei zu fürchten, daß diese Härte ungünstig auf den Gemüthsstand des Kranken einwirkte. Mathieu, der gleich Küchenhoff und allen anderen Ärzten den Bettlägerigen früher für körperlich intakt erklärt und nur eine allgemeine Nervenherabstimmung und krankhafte Willensschwäche constatirt hatte, gab sich neuerdings der Befürchtung hin, daß unter Umständen doch der Keim zu einem Gehirnleiden vorhanden sei, das durch Nervenauflösungen und Gemüthsaffekte zum Ausbruch getrieben werden könnte.

Diese besorgniserregende Wendung glaubte Dr. Mathieu just seit der Zeit wahrzunehmen, da man den Gelähmten über den Tod seines Freundes unterrichtet hatte.

„Ist es nicht,“ schrieb Martha an ihre Freundin, „als ob Waffliem, dessen Tod uns schon so verhängnisvoll geworden ist, uns nun auch noch über's Grab hinaus mit seiner unheimlichen Macht über den willenlosen Kranken heimzusuchen wollte?“

Ueber die Fortschritte der gerichtlichen Untersuchung vernahm Martha nur so viel, als in die Zeitungen gelangte; und das war herzlich wenig. Es war ihr aber gestattet worden, mit dem Untersuchungsbeamten eine — freilich von der Staatsanwaltschaft überwachte — Correspondenz zu führen. Johannes arbeitete fleißig in seiner Zelle; man hatte ihm erlaubt, seine künstlerische Beschäftigung wieder aufzunehmen. Sein Ellenbogenbruch des linken Armes war völlig verheiligt; nur im Schultergelenk verspürte er noch eine gewisse Schwäche, die ihn verhinderte, stundenlang hinter einander zu arbeiten. Ueber sein sonstiges Ergehen klagte er nicht. Er war nicht gefesselt; da er sich geduldig und gutergehen in Alles schickte, hatte er sich selbst bei seinen Wärtern eine gewisse Sympathie erworben. Nur daß sie ihn immer wieder mit ihren Ermahnungen quälten: er solle doch nicht gar so verstockt sein, solle doch endlich ein Geständniß ablegen, um sich hernach wenigstens der „mildern Umstände“ zu versichern — das trübte ihn. Aber auch dafür hatte er bloß ein maites, trauriges Lächeln.

Ueber Botho von Ehardt hatte Martha in ihren Briefen an die Freundin längere Zeit geistlich geschwiegen, um sie nicht durch herbe Worte über sein berufliches Vorgehen zu verletzen. Ein Zufall verrieth ihr dann, daß Lidbi's Vetter überhaupt nicht mehr in Karlsruhe verweilte, sondern einen mehrwöchentlichen Urlaub in Berlin verlebte.

Martha ahnte, daß dies fast so viel als ein beginnender Bruch zwischen der Freundin und deren Vetter besagen wollte.

Von Haus aus weich und nachgiebig in Allem, bereute nun Martha, in ihrer Verzweiflung damals dem jungen Staatsanwaltsstellvertreter, der doch nur seine ernste Pflicht erfüllt hatte, als er Johannes' Verhaftung durchsetzte, so bittere Worte gesagt zu haben. Sie, die selbst in ihrer Liebe so unglücklich geworden war, wollte nicht die Schuld am Unglück der Freundin tragen.

So kam es nun in ihrem Briefwechsel doch endlich zu einer Aussprache über Botho von Ehardt und seine Berufstätigkeit.

Lidbi ließ verlauten, sie hoffe, ja, sie glaube, daß ihr Vetter der Justiz überhaupt den Rücken kehren werde. Bekannte ihres Vaters, bei denen Botho in Berlin Besuch gemacht habe, hatten gelegentlich gemeldet, daß der junge Referendar den Urlaub benutze, um Studien auf dem orientalischen Seminar zu beginnen, wenigstens habe er dort verschiedene Lehrbücher belegt. Vielleicht interessirt sich Botho für die Consularcarriere? Oder beabsichtigt er später in den Reichsdienst überzutreten? Lidbi wäre, wenn er sie wirklich noch zur Frau begehrte, auch jetzt noch, nachdem sie so schroff und abweisend gewesen, mit Allem einverstanden gewesen; nur einen Staatsanwalt wollte sie nicht zum Manne haben.

Es war inzwischen Februar geworden. Am März begann die Schwurgerichts-session, aus deren erster Strafprozeß der „Fall Waffliem“ auf der Tagesordnung stand.

„Heute erfuhr ich von Papa,“ schrieb Lidbi gelegentlich an Martha, „daß der erste Verhandlungstag der vierte März sein wird. Er wird gleichfalls als Zeuge geladen werden, um über Brate's Leumund auszusagen. Arme Martha, wie ich mit Dir verzweifeln! Es ist mir ganz unfassbar, daß Du auch dort erdrossen mußt, — woher Du armes Weib nur die Kraft nehmen sollst. Aber Du hast ja damals schon Uebermenschtliches geleistet, und der

liebe Herrgott wird Dir in der entsetzlichen Stunde beistehen!...“

Auch Botho wird vorgeladen. Er soll schon wieder von seinem Urlaub zurück sein. Papa will ihn morgen in Karlsruhe aufsuchen. Herr von Fliglow (der Bergingenieur aus Bregenz) Du weißt, der ihn kürzlich in Berlin getroffen war, wie er Papa versichert, ganz entsetzt über Botho's Aussehen. Ob er denn etwa eine schwere Krankheit durchgemacht habe, fragte er. Nun, so unrecht gar er nicht haben: ein seelisches Leiden liegt hinter ihm, das weiß ich. Vielleicht bin ich härter gegen ihn gewesen, als es recht und billig von mir war; aber ich konnte nicht anders, ich mußte mir's von der Seele herunterreden, wie qualvoll, wie verhängnisvoll mir das Amt war, durch das er Euch, Dich und dem armen Brate, so an den Rand der Verzweiflung getrieben hat.“

Die herlichen, ehrlichen Worte der Freundin thaten Martha in dieser schweren Zeit wohl.

Sie hatte ja auf der weiten Gotteswege Niemanden mehr, dem sie sich anvertrauen konnte. Johannes war durch düstere Gefängnismauern von ihr getrennt, der Bruder lag krank, siech, mürrisch daneben, Johannes' Mutter ruhte draußen unter dem „Knebededden“ Hügel.

Justus sagte ihr auch, selbst wenn er in die ganze Tragik eingeweiht gewesen wäre, nicht als Tröster dienen können. Er hatte dem Schwarzwälder niemals besondere Sympathie entgegengebracht. Auf der ganzen Reise hatte er auch kein einziges Mal mehr seinen Namen aus freien Stücken über die Lippen gebracht. Wie er vorher mit dem Andenken Sonja's einen wahren Kultus getrieben hatte, so gewann jetzt auch die Gestalt seines Freundes Gabriel in seiner phantastischen Vorstellung mehr und mehr eine Bedeutung, die sie fast in's Mythische erhob.

Er hatte schon lange die Bitte äußern wollen, daß man ihm die Andenken, die er in der Karlsruher Wohnung aufbewahrt, herksuchen sollte. Immer wieder unterließ er's, weil er fürchtete, Dr. Mathieu werde daran wieder irgend eine seiner Bedingungen knüpfen. Er erduldet lieber Schweigen, entsagte lieber, als daß er sich seinen Peinern gegenüber (wie er seine Pfleger nannte) demüthige.

Heimlich, ohne daß der Anstaltsleiter es hörte, richtete er einmal die Bitte an Martha, ihm wenigstens die Truhe, in der so manderlei gemeinsame Andenken aufbewahrt, zu verschaffen.

Martha ahnte, daß er sich danach wieder ebenso wie damals in seine trübseligen Erinnerungen vertiefen würde; aber sie war selbst zu matt, zu energielos, um ihm einen Wunsch zu verjagen.

So schrieb sie denn an Dr. Dierhütter, um was es sich handelte. Da in der von ihnen verlassen Wohnung zu verschiedenen Malen Hausdurchsuchungen und Lokaltermine stattgefunden, hatte sie die Verfügung darüber überhaupt noch nicht wieder angetreten. Umgehend erhielt sie den Bescheid, daß ihrem Ersuchen nach den üblichen Formalitäten sofort entsprochen werden würde. Sie mußte zu diesem Besuche aber die Schlüssel einfinden, da vor Beginn der Session so wie so, wenn auch nur der Form halber, die verschiedenen Uelasse noch einer Utularinspektion unterzogen werden müßten.

Martha wußte, wie eiferfüchtig Justus über den Anhalt gerade dieser Truhe wachte. Er hatte die Andenken an Sonja wie Heiligthümer gehütet, den Schlüssel zu dem kunstvollen Schloß der Truhe nie von sich gelassen, in der fast kindlichen Furcht, daß Fremde, Unberufene diese letzten Gedankenklänge der Todten entweihen. Das schrieb sie denn dem Staatsanwalt, ihm es überlassend, weiter darüber zu verfügen. Sie leute ihm aber nahe genug, dem verbittern, vielleicht gemüthstranken Menschen nicht neue schmerzliche Aufregungen zu bereiten. Eine Antwort hatte sie darauf noch nicht erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Beimgesahl.

Der Hund gehörte einem berühmten und ästhetischen Maler, der große Stücke auf ihn hielt. Als er einmal krank zu sein schien, schickte sein Besitzer zu einem der besten Ärzte. Der Doctor kam, schrieb etwas auf, doch hörte man nie, ob der Hund sich bald wieder erholte. Eben im Begriffe, den Arzt zu verlassen, meinte der Künstler, der, nebenbei gesagt, sehr freigebig ist, etwas ägernd: „Und nun, Herr Doctor, was bin ich schuldig?“ — „Was Sie schuldig sind,“ antwortete der Arzt herablassend, „Ach ja, eben fällt mir ein, der Zaun an meinem Garten muß wieder gemacht werden, Sie könnten einmal kommen und dies thun!“

„Der Hund beißt!“

Folgendes Manöverstückchen erzählen die „Münch. N. N.“ aus dem schwäbischen Manövergelände: In einem Dorfe hatte ein Hausbesitzer an seinem Gartenzaun eine Warnung vor dem Hund angedrückt. In diesem Haus wurde nun die strenge „Mutter“ einer Artillerie-Batterie einguquiert. Die Tafel, welche von dieser Thatfache Kunde geben sollte, wurde SoWaten mit dem Auftrag übergeben, sie an Thore zu befestigen. Der Auftrag wurde vollzogen, denn bald prante am Thor das Schild: „Wachmeister der 5. Batterie“ und unmittelbar darunter die Warnung des Hausbesizers: „Obacht! Der Hund beißt!“